

Die letzten Kritiken der Kritiken einer Kritik!

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **14 (1946)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-568324>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die letzten Kritiken der Kritiken einer Kritik!

Um zu zeigen, welchen gegensätzlichen Meinungen ein einmal ausgesprochenes Urteil unter den Lesern unserer kleinen Zeitschrift immer wieder ruft, gebe ich nochmals drei Zuschriften Raum, den letzten! Sie mögen beweisen, daß unter einer „rassigeren“ Gestaltung des „Kreis“ jeder wieder etwas anderes versteht, weil viele Kameraden nicht nur weltanschaulich, sondern auch in der Kunstbetrachtung, im Aufnehmen eines sprachlichen Stils, auf entgegengesetzten Polen stehen.

*

„... So bin ich erst jetzt dazu gekommen, das Osterheft durchzugehen, und habe mich gefreut, dem Bild von Karl Stauffer zu begegnen und die Deutung, die Sie ihm gaben, zu finden. Ich halte es für ein wichtiges Bild, geeignet, über bernisches Wesen einen seltenen Aufschluß zu geben. Davon hat mein lieber und guter Lehrer Prof. Weese freilich nichts gewußt und was man vor 40 Jahren von einem Kunstwerk sagte, braucht heute nicht noch unbedingt richtig zu sein. — Weiterhin hat mich interessiert die Diskussion um Stefan George. Das Problem beschäftigt mich seit Jahren, da ich dem Stefan George-Kreis nahe stand und einen wichtigen Teil meines Lebens davon bestimmt, leider aber auch verwirrt weiß. Das Problem ist gewiß zuerst ein deutsches, in der Vermischung durchaus verschiedenartiger Elemente, wie die Kritik im Mai-Heft das auch ausführt. Es ist zugleich aber auch ein katholisch-konfessionelles in der Vergottung Maximins, es ist weiterhin ein künstlerisches, und vor allem ist es ein menschliches in der Entwicklung des Dichters selber. Und in dieser meine ich immer deutlicher jene Brechung zu sehen, aus der die Politisierung hervorging — jene Forderungen, Mahnungen, Versprechungen und Verheißungen, die sich in der Geschichte der Zeit als frommen Wahn erwiesen haben. Der Anspruch, als Dichter Führer seines Volkes zu sein, ist in der Berufung auf eine mythische Urzeit gelehrt-intellektuell, im künstlerischen Stil: Klassizismus — und als solcher ebenfalls eine sehr deutsche Erscheinung. Finde ich Zeit, meine Anschauung darüber schriftlich zu formen, was ich beabsichtige, bietet sich vielleicht später Gelegenheit, mit Ihnen davon zu sprechen...“

Pausanias.

*

„... Darf ich einiges, was mich an diesen „Echos“ ärgert, Ihnen mitteilen? Da ist erstens einmal die Kritik des K. H. L., der Sie zweieinhalb Seiten einräumen. Wir haben gestern hier darüber gesprochen. Daß doch dieser Herr so schreiben würde, daß auch Artgenossen ohne Hochschulbildung den Sinn begreifen! So hat man den bemühen Eindruck, diesem Einsender liege daran, mit der unangenehmen Ueberfülle seiner Fremdwörter, die man bestimmt in verständlichem Deutsch schreiben könnte, sich groß zu machen. Daß sicher viele Artgenossen nach diesem „Echo“ dem „rassigen“ Zürcher recht geben, begreife ich. Daß K. H. L. schon vor 20, ja vor 30 Jahren darüber schrieb, heißt für uns wenig, wenn er nicht allen verständlich schreibt.

(Fortsetzung und Schluß Seite 17–20)

Die letzten Kritiken der Kritiken einer Kritik!

(Fortsetzung und Schluß von Seite 3.)

Ferner tut es mir und anderen weh, wenn der zweite Kritiker von Stauffers „Gekreuzigtem“ schreibt, daß der junge Mann in einer geschickten Theaterpose dargestellt sei! Wer das Original recht ansieht, kann z. B. in den verkrampten Händen oder gar im Blick des Sterbenden wahrhaftig keine Theaterpose finden. Es ist ein Unrecht, Stauffer gegenüber... Hingegen dürften Bilderbeiträge wie vor Monaten Ciolina's „Arbeiter“, oder im Maiheft die „Männlichen Akte“ von John ruhig weggelassen werden. Ersteres ist direkt eine Beleidigung des Arbeiters allgemein und letzteres zeigt uns zwei furchtbare Köpfe, daß man kein Wohlgefallen finden kann daran. Zum Glück entschädigt uns das Bild des Schauspielers Ohlsen reichlich; das ist Leben — das andere ist „gemacht“.

Lieber Rolf! Mit keinem, noch so schwachen Gedanken würde ich wagen, an Ihrer neutralen Einstellung und Sauberkeit zu zweifeln, das steht ganz außer aller Diskussion. Dennoch pflichte ich dem „einfachen Bürger“ in seiner Kritik bei. Schließlich haben wir außer den Deutschen auch noch Holländer, Belgier etc., mit denen man ebenso Beziehungen anknüpfen und sich verständigen könnte und die es sicher mindestens ebenso sehr verdienen würden.

Der „Umweg“ scheint wirklich ein Umweg zu sein, nicht weil man auf fünf Seiten eigentlich herzlich wenig vernimmt. Ein Artgenosse sagte, er habe sich nach dem Lesen mit Goethes Wort getröstet: Da steh' ich nun, ich armer Tor, und bin so klug als wie zuvor!...“

Berner Mutz.

*

„... Ein Vereinsblatt für Homosexuelle ist uninteressant (für mich). Die Mehrheit der Genannten ist genau so wertlos wie die Mehrheit der Arbeiter, der Frauen, der Juden, der Neger und aller sonstigen Kategorien, für deren Entsklavung zu kämpfen recht war und bleibt. Gäbe ich, Sozialist, eine sozialistische Zeitschrift heraus, so würde ich nicht im Traume daran denken, das Niveau des durchschnittlichen Arbeiters zur Richtschnur zu machen und die Sentiments der Minderwertler unter den Arbeitern zu schonen. Als Leiter eines Blattes gegen den Antisemitismus würde ich auf die jüdischen Börsenjobber keine Rücksicht nehmen und keine auf die jüdischen Schmöcke, Theateragenten, Filmschieber. Im Gegenteil: ich würde sie auf das unbarmherzigste angreifen. Als Herausgeber einer sokratischen Zeitschrift würde ich mich über den Typus TANTE dauernd in pfefferigster Weise lustig machen und würde „Gedichte von Abonnenten“ höchstens dem Spott aussetzen. (Mit den Varianten MASKULIN, FEMININ hat das kaum etwas zu tun; es gibt Ultrafeminine, die gar nicht tantig, gar nicht huchneinisch sind, sondern auf ernste, achtbare Art mädchenhaft oder frauenhaft, manchmal mütterlich, krankenschwesterlich; ich liebe sie nicht, aber ich achte sie und bin gewillt, sie zu beschützen.) Ich würde andererseits nicht gegen Pädophile den Moralzeigefinger heben, vielmehr das Tragische ihrer Konstitution und Situation hervorheben... vielleicht mit gleichen Konsequenzen wie der Moralist, aber eben mit sehr anderer Musik.

Ich würde, rational-direkt und mittelbar durch Kunstwerke, den Stamm zu erziehen versuchen.

In gewissen Grenzen tust Du das; so ist zum Beispiel im Maiheft der Artikel auf dem grauen Deckel von „Auch einem in Zürich“ ganz hervorragend... zu schweigen von dem vielen Hervorragenden, was früher erschien. Aber Du ziehst Dir die Grenzen zu eng, Du nimmst zuviel Rücksicht auf kleinbürgerliche Regungen. Die Angst, das Blatt könne bei Hebung des Niveaus, bei Heranziehung höherqualifizierter Interessen Anstoß erregen, ist . . . nun, ich will Adjektiva vermeiden.

Ich jedenfalls bin an dem Blatte nur interessiert, wenn es dahin tendiert, Keimzelle eines großen Baums zu werden (Verzeihung für die verhatschte Metapher!), wenn es aus der schwülen Hinterzimmerluft einer überwiegend spießigen Clique in die Ozon-Atmosphäre der geistigen Bewegung Europas strebt. Du hättest das Zeug zu solcher Gärtnerschaft — leider fehlt Dir der Mut zur Courage. Du wünschst Dich kleiner als Du potentiell bist...“

Wildigel

*

Man wird nach dem Abdruck dieser Urteile kaum sagen können, daß „Rolf in allzu hohen Sphären schwebt“ und daß ich nicht den Mut aufbringe, eine Kritik zu veröffentlichen, die mich nicht gerade sanft anpackt.

Abschließend will ich festlegen:

Die Auswahl des Bildmaterials geschieht immer von dem Gesichtspunkte aus, zwischen Text und Bild eine gewisse Beziehung, und sei es auch nur eine lose, zu schaffen. Sie wird natürlich auch immer meinem persönlichen Sehen entsprechen und dadurch eine gewisse Einseitigkeit aufweisen. Ciolina's „Arbeiter“ entnahm ich einer kleinen schweizerischen Kunstzeitschrift, die leider eingegangen ist, aber sicher nicht, weil die Zeichnung Ciolina's eine „Beleidigung des Arbeiters“ darstellte; ich finde sie reizend hingeschmissen, eine liebenswürdige Skizze, in der die Sympathie zum Modell charmant aufklingt... mehr will sie bestimmt nicht sein! Die „Männlichen Akte“ von Augustus John habe ich einem englischen Literatur-Magazin entnommen, an dem die besten modernen englischen und amerikanischen Autoren mitarbeiten — ich glaube kaum, daß deshalb die Köpfe unter „furchtbar“ eingereiht werden dürfen! Sie sind proletarisch, „unschön“ meinerwegen, haben aber unbedingt jenen Reiz des Unverbildeten, Volkhaften, dessen Zauber sicher manche von uns lieben, im weitesten und engsten Sinne. Zudem bringt gerade jetzt der Phaidon-Verlag einen großen Kunstband von Augustus John heraus, in dem diese Zeichnung nicht vorhanden ist. Der „Kreis“-Redaktor hat damit also eine kleine Kostbarkeit für seine Abonnenten festgehalten. Uebrigens bekomme ich fast nach jeder Nummer begeisterte Zustimmungen und vernichtende Ablehnungen der Bildbeiträge...! —

Die Auswahl der Texte! Auch sie wird immer einem Für und Wider rufen. Das ist gar nicht anders möglich. Jeder andere Klub konzentriert sich meistens auf Menschen gleicher Anschauung, sei es in politischer, religiöser oder künstlerischer Hinsicht. Der „Kreis“ wendet sich an eine ... Liebesart. Da liegt das grundlegend Trennende, das im Wesentlichen doch vereinen sollte, es aber nie kann, nie wird können, denn das Geistige, d. h. Dinge, Welt und Menschen zu sehen, Leben zu gestalten, kann nicht einfach nur vom gleichen Liebesempfinden her bestimmt werden. Das katholische, protestantische, sozialistische oder an nichts gebundene Weltbild wird auch hier bis in das geheimste Fühlen und Denken sich auswirken.

Wenn der zweite Kritiker im Maiheft mir rät, — sicher im besten Sinne — die kirchlichen Feste im „Kreis“ besser nicht zu beachten, so erwartet er von mir etwas, das ich nicht kann. Ich suche ja gerade die mögliche Verbindung von Religion, wie ich sie sehe, mit dem Eros, wie ich ihn lebe. Ich kann meinen Eros nicht trennen von dem, was ich glaubend verehere, das sich zwar gerade noch mit einem freien Protestantismus verträgt, nicht aber mit der kirchlichen Orthodoxie. Aber so wenig ich das Geschlechtliche vom Seelischen trennen kann, ebenso wenig möchte ich das Religiöse in unseren Reihen totsichweigen, um dann schließlich auf dem Sterbebette doch nach Gott zu winseln, wie es so manche der großen Totsichweiger und Spötter der Weltgeschichte getan haben. Was ich sage und vertrete, vertrete und sage ich, soweit mein Denken es übersehen kann, mit Einbeziehung des einmal sicheren Todes. Ich fühle mich jenseitig verantwortlich — damit ist eigentlich alles gesagt. Darum verweigere ich auch im „Kreis“ jeden groben Angriff auf irgend eine Kirche. Weil es in den Kirchen Pfaffen und sture Priester und Rabbiner gibt, heißt es noch lange nicht, daß die Kirche, d. h. der Kreis der Gottsuchenden und mit Gott Ringenden zu negieren sei. Dagegen sei jeder sachlichen Auseinandersetzung mit kirchlichen Vorurteilen, ob katholischen, protestantischen oder jüdischen, immer der Weg frei gegeben. —

Dem „einfachen Bürger“ möchte ich entgegenen, daß er wohl übertreibt, wenn er meinen Versuch, eine Brücke zum anständigen und sauber gebliebenen Deutschen zu schlagen, „Sehnsuchtsschreie“ nennt. Die deutsche Sprache, und zwar das Hochdeutsche, ist für mich eben nach wie vor die Sprache Schillers und Goethes und Georges. Sie ist mir, auch in den schlimmsten letzten Jahren, nah und teuer geblieben als die Musik, die ich am tiefsten verstehe. Und ich weiß mich da nicht allein. Als die Landung in Dünkirchen seinerzeit mißlang, las in einer kleinen Gesellschaft in Bern ein Engländer, der eingezogen wurde, Goethes „Lied an den Mond“. Dieser deutsche Dichter hat ihn an die Front begleitet. „Damit ich nie vergesse, daß es dort auch noch . . . Menschen gibt“. — Wir wollen nie vergessen, was geschehen ist, aber wir wollen — neu anfangen. —

Die Fremdwörter bei K. H. L. — Sind sie wirklich sooo unverständlich, lieber Berner Mutz? Manche sind uns vielleicht noch fremd, aber viele sind doch so in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen, daß man von einem halbwegs Gebildeten annehmen sollte, daß er sie versteht. Gewiß ist der deutsche Ausdruck immer besser, wenn es ihn gibt! Aber es ist doch nicht abzustreiten, daß Fremdwörter oft schärfer präzisieren, genauer umschreiben, was man sagen möchte, als der deutsche Ausdruck, besonders dort, wo in einer wissenschaftlichen Diskussion etwas festgelegt werden muß.

Daniels „Umweg“ sagt Ihnen auf den fünf Seiten herzlich wenig? Mir scheint doch, daß es ihm gelungen ist, die geistlose und lächerliche Tea-Room-Situation, das Aneinander-Vorbei-Reden, die gesellschaftliche Lüge, die bekannte unermüdliche Schwatzhaftigkeit eines bestimmten Typus unter uns, sehr gut festzuhalten. Soviel auf fünf Seiten zusammengepreßt, nach meiner Ansicht nicht ganz alltäglich! Und es sollte ja auch ein wirklicher Umweg sein zu dem, was Sie heute lesen! Daniel schreibt einen nicht allgemein gefälligen, glatten Stil; er hat eine ganz persönliche, unkitschige Note; er faßt das Hintergründige der Menschen und Situationen in seine Worte — und das war bei der Darstellung des „Strichs“ keine leichte Sache.

Daniel entlarvt, demaskiert — und bleibt doch liebenswert; das ist unter den Manuscripten, die ich bekomme, eine seltene Gabe. —

„Wildigel“ zerzaust mich gründlich, sodaß mir nur noch wenige Federn übrig blieben, wenn ich ein Pfau wäre! Aber sein Angriff klärt die Situation so, daß ich mir den Abdruck nicht verkneifen kann. Er will, wie K.H.L., gegen alles Faule, Halbe, kämpfen, er will keinen Kompromiß. Er möchte am liebsten bestimmen: so und so wird es gemacht, fertig. Ein paar denkerisch famose Köpfe an die Spitze, ein paar geistig überlegene Mitarbeiter — die andern müssen folgen, oder wegbleiben! Und der „Kreis“ erscheint in einem halben Jahr nicht mehr, er wird wegen Mangel an Beteiligung geschlossen!! Beide geben sich der Illusion hin, daß alle Geistigen unserer Art, zumindest eine genügende Anzahl, eine erstklassige Zeitschrift abonnieren würden, sie stützen, ihr die Grundlage geben würden, zu existieren. Erstens ist dem nicht so; seit Jahren könnte in der Schweiz eine solche Zeitschrift gemacht werden; sie könnte sich an Intellektuellere und Geistigere wenden... sie ist bis heute noch nicht erschienen! Zweitens: stellt „Wildigel“ mich, weil ich eine einschlägige Zeitschrift führe, auf einen zu hohen Piedestal. Mir fehlt es weder an Mut, noch will ich mich kleiner machen als ich bin, aber ich sehe meine Begrenzung! Jeder Redaktor einer Zeitung oder Zeitschrift bestimmt den geistigen Rahmen seines Blattes, ich auch, d. h. ich drucke ab, worüber auch ich urteilen kann: das ist gut, das ist wichtig, das ist diskussionsfähig. Eine Zeitschrift jedoch, wie sie „Wildigel“ vorschwebt, könnte ich nicht redigieren, weil ich in den großen geistigen Auseinandersetzungen nicht entscheidend mitreden könnte. Für eine Zeitschrift, die in die „Ozon-Athmosphäre der geistigen Bewegung Europas strebt“, braucht es eine größere Denk- und Diskussionsfähigkeit, eine umfassendere Bildung! Ein Schelm, der mehr geben will, als er hat! Meine „Gärtnerschaft“ beruht im Bewahren des in den letzten Jahren beinahe Zerstörten, im Wegbereiten für einen Größeren, dem ich neidlos den Platz räume, sobald er erscheint. Und im übrigen... halte ich es, wenn auch mitleidig belächelt, mit dem überlegen heiteren Spruch aus einem schweizerischen Kabarettchor, der in der schlimmsten Hitlerzeit bei uns gesungen wurde:

„... denn jede Zwietracht, jeden tiefen Riß,
Heilt bei uns unfehlbar: der Kompromiß!“

Nicht der faule Kompromiß, der vor dem Minderwertigen kriecht, aber jener lächelnde, der weiß, daß wir mit Menschen der verschiedensten Art zusammenleben müssen, und, vielleicht noch schöner gesagt, wollen. Das Ideal des Geistigen bleibe unverrückbarer Maßstab, auch für den „Kreis“, aber wir wollen uns auch das Bewußtsein nicht trüben lassen, daß es nur im Charakter Minderwertige geben kann.

Gewiß, es gibt mit Geist weniger Begabte, brauchen sie uns deshalb weniger zu kümmern? Müssen wir nicht gerade ihnen Faßbares geben, ihnen Stufen zum Höheren zu schlagen versuchen? Wer aber die Gabe empfangen hat, ist begnadet, und so landen wir wiederum im letzten Geheimnis, das alle umfaßt. Halte die Augen offen, „Wildigel“, und wette dort, wo Du glaubst, daß es not tut! Mich aber lasse die Brücke schlagen zwischen — ich sage nicht „Oben und Unten“, nicht „Tante“ und „Uebermann“, sondern zwischen den Menschen, die in das gleiche Schicksal gespannt sind!

Rolf.